

Karen-Susan Fessel

# Steingesicht

Roman

*Dieses Buch entstand mit der Unterstützung eines Autorenstipendiums für Kinder- und Jugendliteratur der Stiftung Preussische Seehandlung, Berlin*

© Querverlag, Berlin 2012 (überarbeitete Neuauflage)

Die Erstausgabe erschien im Jahre 2001 im Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung eines Fotos von  
XXXXX (XXXXXXXXXXXXXXXXXX).

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-200-5

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH und Salzgeber & Co. Medien GmbH

Mehringdamm 33, 10961 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de) | [www.salzgeber.de](http://www.salzgeber.de)

*Anfang*

Zu Anfang konnte ich meiner Mutter lange Zeit nicht verzeihen, dass sie mir nichts davon erzählt hatte. Sie hat mir erst dann davon erzählt, als es zu spät war. Das konnte ich ihr einfach nicht verzeihen.

»Zu spät?«, hat mich Wanda, meine Tante, neulich wieder gefragt. »Zu spät wofür? Was hättest du denn dagegen machen können?«

Nichts, das ist es ja. Ich hätte nicht das Geringste dagegen machen können. Niemand konnte was dagegen machen, nicht meine Mutter, nicht die Ärzte, niemand. Und ich schon gar nicht. Trotzdem – wenn ich eine Tochter hätte, würde ich ihr von der Krankheit erzählen, und zwar gleich oder jedenfalls ziemlich schnell. Dann hätte sie Zeit, sich daran zu gewöhnen.

Ich weiß zwar nicht, ob man sich wirklich an so eine Sache gewöhnen kann, aber ich glaube, mir wäre es besser gegangen, wenn ich schon viel früher davon gewusst hätte. Ich würde meine Tochter jedenfalls nicht so lange im Ungewissen lassen.

»Ach ja?«, sagt Wanda jedes Mal, wenn ich wieder davon anfangе. »Aha. Also los, Leontine, gehen wir das mal durch. Setz dich hin.«

Sie setzt sich mir gegenüber, verschränkt die Hände vor der Brust und sieht mich mit ihren blauen Augen herausfordernd an. Also setze ich mich ebenfalls hin, und Wanda sagt: »Okay. Ich bin du, und du bist deine Mutter. Und jetzt erzähl mir mal, dass du eine unheilbare Krankheit hast: nicht Krebs, nicht irgendetwas anderes, sondern AIDS, A-I-D-S, und dass du schwer krank bist und nicht mehr lange zu leben hast. Na los, fang an.«

Ich sitze dann da und gucke sie an und kriege kein Wort heraus. Jedes Mal geht das so, und meistens werde ich dann unheimlich wütend, so wütend, dass ich aufspringen und rausrennen muss. Und wenn ich dann draußen bin, könnte ich alles zu Kleinholz schlagen, alles – die verrosteten Fahrräder am Schuppen, den Schuppen selber, die dicken Blumentöpfe davor – oder einfach nur heulen.

Und genau das mache ich dann meistens auch. Ich setze mich irgendwohin, für gewöhnlich auf den großen Findling neben der Einfahrt, und heule, bis keine Tränen mehr kommen. Und danach geht es mir immer ein bisschen besser. Eines Tages, so stelle ich mir das vor, habe ich vielleicht genug geheult, dann sind einfach keine Tränen mehr da. Aber bis dahin dauert es bestimmt noch eine Weile. Wenn es überhaupt jemals so weit sein wird.

Wanda sagt, ich sei im Grunde gar nicht wütend auf sie oder mich oder die Tatsache, dass ich kein Wort rauskriege. Sondern auf meine Mutter. Und das sei gut so, weil die Wut eben rausmüsse.

Ich kann es zwar nicht leiden, wenn Wanda dermaßen tief sinnig daherredet, so ähnlich wie dieser däm-

liche Schulpsychologe, bei dem ich früher mal war, aber kann sein, dass sie Recht hat. Denn in letzter Zeit macht es mich nicht mehr ganz so fuchsig, wenn sie mit diesem »Ach ja? Setz dich hin«-Kram anfängt. Jedes Mal wird mir klarer, dass es verdammt schwierig gewesen sein muss für meine Mutter, mir reinen Wein einzuschenken, und dass sie es vielleicht ja auch schon früher gewollt hat, aber nicht konnte. Vielleicht hat sie einfach nichts rausgekriegt. So wie ich, wenn ich meiner Tante gegenüber sitze.

Und ich weiß auch gar nicht, wie ich eigentlich reagiert hätte. Vielleicht wäre ich einfach nur total wütend geworden und hätte tatsächlich irgendwas kurz und klein geschlagen. Das habe ich früher nämlich öfters getan, wenn ich sauer war. Jetzt mache ich das kaum noch. Aber jetzt ist ja sowieso alles anders.

Na ja, nicht alles, aber so ziemlich das meiste.

Ich komme aus einer ziemlich kaputten Familie, aus so genannten »zerrütteten Familienverhältnissen« – asozial nennt man das auch. Heiratsurkunden oder Trauringe waren bei uns seit jeher Mangelware. Fast meine gesamte Verwandtschaft ist unehelich zur Welt gekommen, genauso wie meine Mutter, meine Tante und natürlich auch ich. Der Unterschied zwischen mir und den anderen ist nur, dass ich ein Einzelkind bin. Aber das liegt vermutlich daran, dass mein Vater kurz nach meiner Geburt vom Alkohol auf härtere Drogen umgestiegen ist und meine Mutter von da an genug damit zu tun hatte, Geld aufzutreiben und über die Runden zu kommen. Und ein paar Jahre später ist mein Vater abgehauen. Aber da war meine Mutter selber schon auf Heroin, und das war's dann. Wie sie

mich überhaupt großgekriegt hat, ist mir manchmal ein Rätsel.

Aber hier bin ich: fünfzehn Jahre alt, eins fünfund-siebzig groß und ziemlich kräftig – kräftig, nicht dick! –, blaue Augen, eine unmöglich große Nase mitten im Gesicht, Halbweise, Hartz-IV-Empfängerin und schlecht in der Schule.

Aber ansonsten gut drauf. Finde ich jedenfalls. Allerdings erst, seit ich hier bei Wanda lebe.

Klar, früher war nicht nur alles beschissen und schlecht und so weiter. Bestimmt nicht. Aber irgendwie habe ich vorher nie so richtig in mein eigenes Leben hineingepasst. Es hat nie richtig hingehauen. Erst jetzt fühlt sich das anders an.

Vielleicht bin ich ja tatsächlich irgendwie »angekommen«, wie Wanda das nennt. Jedes Mal, wenn sie das sagt, guckt sie so bedeutungsschwanger, dass ich einfach nicht anders kann, als die Augen zu verdrehen. Aber Wanda nimmt mir das nicht übel.

»Verdreh du nur ruhig deine Augen zum Himmel, Leontine Fricke«, sagt sie und grinst. »Eines Tages wirst du schon sehen, dass was dran ist.«

Logisch ist da was dran, das weiß ich auch jetzt schon. Aber vor fünf Monaten sah das noch längst nicht so aus.

# *Kapitel I*



Und das ist also unser Neuzugang aus Berlin, Leonie Fricke.« Dr. Bode, mein neuer Klassenlehrer, lächelt mich breit an. »Wir hoffen, dass du dich schnell einwöhnst, Leonie, hier in der 8b und überhaupt.«

»Leontine!«, sage ich laut. »Ich heiße Leontine, nicht Leonie.«

Irgendwo hinter mir prustet einer von diesen Vollpfofen, und der Klassenlehrer, Dr. Bode, sieht tadelnd in den Raum. Dann wendet er sich wieder zu mir.

»Entschuldige, Leontine. Da habe ich anscheinend einen ... nein, gleich zwei Buchstaben übersehen. Wird nicht wieder vorkommen, einverstanden?«

Er sieht mich verschwörerisch an, und ich weiß spätestens jetzt, dass ich ihn nicht leiden kann. Das liegt an der Art, wie er spricht: so sanft und ernst, als hätte er in einer Broschüre gelesen, dass man Jugendliche am besten auf seine Seite zieht, indem man so tut, als nähme man sie ernst.

»Aber klar doch, sicher«, antworte ich so cool wie möglich. Das fällt mir nicht schwer: Ich bin gut darin, keine Miene zu verziehen. Dann sehe ich mich in der Klasse um. Bis auf meine Banknachbarin Tinka erwi-

dert keiner von meinen neuen Mitschülern meinen Blick. Tinka ist sehr groß und sehr dünn und hat eine Unmenge Sommersprossen im Gesicht, aber ansonsten unterscheidet sie sich in nichts von den anderen Mädchen, die alle aussehen wie kleine, ölig angehauchte Landpomeranzen. Und die Jungs ... Vollpfosten eben, unreif und doof und noch dazu durch die Bank weg einen Kopf kleiner als ich.

Aber das war mir ja klar gewesen. Erstens ist Braunschweig nun mal Provinz – na ja, jedenfalls im Vergleich zu Berlin. Zweitens drehe ich gerade 'ne Ehrenrunde und bin den anderen hier damit ein Jahr voraus, und drittens hat Wanda mich vorgewarnt: »Eine völlig andere Welt, Leo, vergiss das nicht. Die kommen aus einer heilen Welt und du aus 'ner kaputten. Capito?«

»Gut, Leontine. Schauen wir mal, wie du dich zu rechtfindest«, sagt Dr. Bode und lächelt mich überaus sanft an. Wahrscheinlich hat er den Bericht des Berliner Schulpsychologen über mich ein bisschen zu oft gelesen, vor allem den Abschnitt über meine Neigung zu Aggressionen. »Wenn du Fragen hast, wende dich ruhig an mich. Nur keine Angst. Du bist ja in einer nicht ganz leichten Situation.«

Wieder prustet einer der Jungs in den hinteren Bänken, und Dr. Bode fügt hastig hinzu: »So mitten im Schuljahr.«

Das Prusten wird lauter, und ich drehe mich langsam um und sehe nach, welcher der Heinis glaubt, mich nerven zu müssen. Es ist ein Blonder mit Stoppschnitt, und als er mein Gesicht sieht, hört er schlagartig mit dem Gepruste auf.

»Benimm dich, du Brot«, sage ich und drehe mich wieder nach vorne, und diesmal bleibt es hinter mir still. Und auch sonst ist es auf einmal sehr ruhig. Mir ist klar, dass ich schon wieder mal weit davon entfernt bin, mir Freunde zu machen, aber ich konnte nicht anders.

»Gut«, sagt Dr. Bode noch einmal, diesmal mit vorsichtiger Stimme. »Bis hierhin und nicht weiter, in Ordnung?« Er lacht gekünstelt. »Also dann. Let's talk about the weekend.«